

Das dritte Glanzzeichen ertönte. „Schnell! Schnell!“ rief der Schaffner recht überflüchtigweise einem ohnehin athemlos herbeieilenden Fahrgast zu, der sich bei einer heißen Tasse Kaffee in dem Restaurationszimmer zu lange aufgehalten haben mochte, und schob ihn in das Coupee zweiter Klasse, in welchem jener seinen Platz hatte. Sobald er die Thür mit besonderem Nachdruck zugeschlagen, ließ sich der bekannte schrille Pfiff der Lokomotive hören, und der Eisenbahnzug legte sich nach einem Aufenthalt von sechs Minuten am Bahnhofe des kleinen Schweizer Städtchens Jofingen wieder in Bewegung. Noch waren indes die Statonsgebäude den Blicken der Reisenden nicht gänzlich entschwunden, da kam der Zug von neuem zum Stillstand.

Allgemeine Entrüstung. Man hatte es schon unerhört gefunden, daß der Schaffner an einem Orte wie Jofingen sechs Minuten verweilt hatte, und nun noch eine solche Veräumlichung. Was hatte sie zu bedeuten? Aus allen Fenstern redeten sich Häufe mit mehr oder minder charakteristischen Köpfen. Schon malte sich in den Mienen jener Ausdruck des Jagens vor dem Unbewußten, der selbst dem intelligentesten Gesicht einen Anstrich von Dummheit verleiht; schon schälten andere über die schweren, unerklärlichen Verluste, die ihnen aus der Verzögerung ihrer Reise erwachsen könnten.

In wenigen Minuten erschöpfte man sich in allerlei graufigen Möglichkeiten. Ein Zug war entgleist, lag unweit der Station auf den Schienen, und die zertrümmerten Wagen, die Verwundeten und verblühten Leichen mußten erst weggeschafft werden, um die Geleise frei zu machen. Nach einer anderen Variation war man dem durch fallische Weichenstellung verursachten Zusammenstoß mit einem in der Einfahrt begriffenen Güterzug im letzten Augenblick wie durch ein Wunder entgangen. Es war ein Wagen in Brand gerathen, der abgepöppelt werden mußte, besonders seine Rosen spürten den Brandgeruch; eine sehr ängstliche Dame konnte nur mit Mühe davon abgehalten werden, aus dem Fenster zu springen — wenn es gegangen wäre!

Doch da kam schon die Erklärung: Jofingens Polizeimeister rückte an. Reue und prüfend ließ der wohlbeleibte Polizeimeister die Wagenreihe entlang, sinkere Blicke um sich wendend folgten ihm seine beiden Untergebenen. Wie vom Winde hergetragen verbreitete sich nun das Gerücht, man sahnde auf einen Raubmörder und habe ihn graufiger und glücklicher Weise in diesem Zuge entbedt.

Die Insassen des Coupées mußten sich gegenseitig verhöhlen und entdeckten einer in der Physiognomie des andern die Situation länger gedauert, war weiß, ob nicht dieser oder jener in seiner Erregung zum Angeber geworden wäre. Die Verführung ging indes schnell vorüber. Deurela! konnte die Jofinger Herrmann rufen; sie hatte gefunden allerdings erst im letzten Wagen der langen Fahrt besetzten Reize. Die Reisenden baten einander stillschweigend den gehegten Verdacht ab.

In dem Coupée, vor welchem der Wachmeister Halt machte, befanden sich drei Personen; eine ältere und eine jüngere Dame und ein zu beiden geborender alter Herr, außerdem ein junger Mann, derselbe, der sich vorher bei seinem Kaffee verspätet hatte. Er sah jetzt in eine Ecke gedrückt, hatte, obwohl es ein warmer Tag war, die Reisedecke bis zu den Schultern hinauf über sich gezogen und bei dem plötzlichen Stillhalten des Zuges einen Laut des Unwillens von sich gegeben, sich dann aber weiter nicht gerührt, sondern seinen Reisegepäckten artig das auf den Perron gehende Fenster zum Ausblick überlassen. Er schenkte an den sich draußen abspielenden Vorgängen kein Interesse zu nehmen; ein um so größerer nahm man an ihm.

Der die Polizisten begleitende Schaffner rief die Thür auf; beide Damen stiegen einen Stuhl aus, aber der Wachmeister beruhigte sie: „Nichtigen Sie sich nicht, meine Damen.“ sagte er mit stark bairischem Dialekt, „auf Sie ist's nicht gemünzt, und gethan scheint er Ihnen ja auch noch nichts zu haben.“

„Wer? Was?“ fragten die nun doppelt erschreckten Damen, aber der Wachmeister bedeutete sie durch eine Handbewegung, daß Zeit, Ort und Amt ihm nicht gehalteten, sich auf nähere Erklärungen einzulassen. Er hatte sich dem jungen Reisenden zugewendet, betrachtete ihn eine Weile prüfend, sah seine Gefährten an, die zustimmend nickten, und gebot dann: „Steigen Sie aus!“ „Was wollen Sie von mir?“ fragte der Reisende.

Die Polizisten sahen sich wieder an und nickten einander befriedigt zu. „Folgen Sie uns.“ sagte der Wachmeister, ohne die Frage des Reisenden zu beantworten. „Wohin? Wohin?“ fragte dieser, ohne seinen Platz zu verlassen. „Nach dem Polizeiamt; das brauchen

ich Ihnen doch wohl nicht erst zu sagen, und weshalb, das wissen Sie auch am besten, Herr Zwirner.“ Er schlennderte ihm den Namen wie eine Brandmarke in's Gesicht, aber der Andere ward davon nicht vernichtet.

„Ich heiße nicht Zwirner, sondern Müller.“ sagte er. Der Wachmeister lächelte überlegen. „Wissen wir besser: kommen Sie.“

Er streckte seine Hand nach der Schulter des jungen Mannes aus. Dieser war aufgesprungen. „Was erdreissen Sie sich? Mit welchem Rechte?“

„Machen Sie sich hier nicht so manisch, mein lieber Herr Zwirner.“ unterbrach ihn der Wachmeister mit unheimlicher Gemüthlichkeit, „halten Sie uns nicht unnötig auf; meinen Sie, der Schnellzug soll Ihre Wege den Anschlag veräumen?“

„Aber ich veräume ihn, wenn ich Ihnen folge!“ rief der Reisende zornig. „Sollen Sie auch?“ antwortete der Wachmeister mit unerschütterlichem Pöhlerna. „Mein Schiff liegt segelbereit im Hafen.“

„Wissen wir,“ nickte der Beamte seelendernüthig. „Es geht morgen früh ab.“

„Aber Sie nicht mit,“ schmunzelte der Wachmeister; sich in die Brust wendend, fuhr er barsch fort: „Jetzt ist hier genug geschwätzt und parlamentirt, machen Sie jetzt weiter keine Umstände; vorwärts, marsch!“

Er gab seinen Begleitern einen Wink und diese naherten sich in so entschlossener Haltung, daß Herr Zwirner oder Müller kein Zweifel über den Ernst seiner Lage bleiben konnte. Er sah ein, daß er sich fügen müsse, und stieg aus.

„Ich werde Sie für allen mir aus dem Aufenthalt erwachsenden Schaden verantwortlich machen.“ drohte er. „Was wird aus meinen Sachen?“

„Wollen wir schon kriegen.“ schmunzelte der Wachmeister, „die stehen unter polizeilicher Aufsicht.“

Während die beiden Polizisten den Gefangenen, der die Hände auf dem Rücken hielt, in die Mitte naheten kletterte der Wachmeister in den Wagen, um das Gepäc mit Beschlag zu legen, zugleich aber auch, um die Mitreisenden in einer, wie er glaubte, ganz unauffälligen Weise ein wenig in's Verhör zu nehmen.

„Sehen die Herrschaften nur nach, es fehlt Ihnen doch nichts von ihren Sachen?“ fragte er. „Wir haben kein Handgepäck, das dulde ich nicht,“ erklärte der alte Herr. „Und das Geld haben Sie sicher bewahrt?“ Sie können von Glück sagen, daß wir den Menschen absohten, ehe die Dunkelheit hereinbrach. Sie sind lange mit ihm gefahren?“

„Die ganze Strecke; er ist also ein gefährlicher Verbrecher.“ Die Damen schauderten. „Wir hätte das gedacht, er hätte so gute Manieren.“ sagte das junge Mädchen, „nur wunderte ich mich, daß er seine Hände verberg, wir haben sie während der ganzen Fahrt nicht zu sehen bekommen.“

„Weil er sie zu brauchen gedachte, wenn die Gelegenheit günstig war,“ erklärte der Wachmeister wichtig, während er den Handlöffel, die Reisedecke und noch einige kleinere Gepäcstücke seines Gefangenen aus dem Wagen auf den Perron beförderte. „Glückliche Reise, danken Sie Gott für den Aufenthalt in Jofingen.“

Damit stieg er aus dem Wagen, der Schaffner schloß die Thür und auf ein Zeichen des Stationsvorstehers setzte der Zug sich wieder in Bewegung. Auch mit einem anderen Zuge konnte es nun vorwärts gehen. Ein Badträger wurde mit den Sachen des Gefangenen beladen, die beiden Polizisten marschirten mit ihm voran, der Wachmeister ging einige Schritte hinterher, mit Augenpaaren jede Bewegung des Gefangenen beobachtend.

„Wollen Sie nicht wenigstens eine Dreiviertel nehmen?“ rief der junge Mann beim Anblick der Neugierigen, die Mienen machten, ihn zu begleiten. „Haben wir nicht,“ erwiderte der Wachmeister nicht ganz wahrheitsgetreu, denn Jofingen konnte sich allerdings des Vorhies einiger dieser Wirthshauswerke rühmen, die Benutzung eines solchen hätte ihn aber um einen Triumph gebracht, nach dem er sich seit Jahren gehehnt. Stets hatte er davon geträumt, daß ihm einmal der Rang eines großen Verbrechers gelänge, eines Verbrechers, dessen Schamheit den Schaffner der gewichtigsten Criminalpolizisten der Hauptstadt gekaufst, und jetzt endlich war sein heißer Wunsch in Erfüllung gegangen.

Am vorhergehenden Tage war ein Telegramm aus der Hauptstadt eingelaufen, man solle auf einen Raubmörder fahnden, welcher der Polizei, die ihn schon in Händen zu haben geglaubt, mit aolgalatter Gewandtheit entflücht war und jetzt sicher auf Umwegen eine Hafenstadt zu erreichen lüde, um sich dortselbst einzuschleichen.

Der Gedanke an den großen Rang, der hier zu machen sei, hatte dem Wachmeister keine Ruhe gelassen; die Nacht über und während des Tages hatte er sich am Bahnhof aufgehalten, das Signalelement des flüchtigen auswendig gelernt, in jeden Wagen der durchfahrenden Züge geblickt, und endlich war ihm der Gedanke beinahe in die Arme gelaufen. Vom Buffet des Restaurationszimmers kommend, rüde er an ihm vorüber, der Wachmeister fürzte ihm nach,

aber um ein Haar wäre er ihm noch entgangen. Hatte er nicht durch seine Machtbefugnisse noch das Anhalten des Zuges bewirkt, so wäre der große Moment seines Lebens verloren gewesen. Jetzt aber war er da und mußte ausgefollet werden.

Der Bahnhof lag am äußersten Ende der kleinen Stadt, die Hauptstraßen mußten durchmessen werden, ehe man das Rathhaus erreichte, und mit jedem Schritte vergrößerte sich die Begleitung. Die gesammte Straßengugend gerieth in Bewegung, in allen Häusern öffneten sich die Fenster, von Mund zu Mund pflanzte sich die War von der Heldenthat, welche der Wachmeister verrichtet, fort. Einem Wunderthier gleich wurde der Unglückliche angefaunt, der, den Kopf gelenkt, die Hände auf dem Rücken, zwischen seinen Begleitern einherstiept, in kaltem Schweiß gebadet vor dem Rathhaus anlangte, und, wie einer großen Gefahr entgangen, aufatmete, als dessen Thür sich hinter ihm schloß.

Der von keiner Verhaftung bereits in Kenntniß gesetzte Polizeibeamte erwartete ihn schon. Der Wachmeister erstattete seinen Bericht, dann wurde der Verbrecher zum Verhör vorgeführt.

Er gab an, Müller zu heißen und aus dem Württembergischen zu sein; in der That hatte seine Aussprache auch einen Anflug von süddeutschem Dialekt. Man lächelte darüber nur, dies war ein Beweis gegen ihn. In dem Signalelement hieß es, Zwirner verhielt jede deutliche Mundart täuschend nachzuahmen.

„Meine Papiere sind in bester Ordnung.“ versicherte der junge Mann. Der Beamte hatte sich bereits an die Durchsicht der ihm abgenommenen Briefstücke gemacht.

„Das ist bekannt, daß Sie sich einen oder auch mehrere Pässe zu verschaffen wissen.“ sagte er, „von Ihrer Schamheit hätte ich einen anderen als den sehr durchsichtigen Namen Müller erwartet.“

„Er ist der meinte.“ „Ebenso wie dieses Geld. Warum tragen Sie eine so große Summe bei sich?“ Er deutete auf den Haufen Kassetten und das reich mit Gold gefüllte Portemonnaie des Gefangenen. „Es ist mein ganzes Vermögen.“

„Das trägt man doch nicht auf einer Reise in der Tasche.“ „Ich wollte nach Amerika.“ „Das ist das erste wahre Wort, das Sie heute sprechen. Warum wollten Sie auswandern?“

Der Gefragte wurde verlegen. „Weil — weil es mir in Deutschland nicht mehr geht.“ stammelte er. „Was ist Ihr Beruf?“

„Philologe.“ Der Beamte lächelte. „Warum nicht gar Zoologe? Mensch, sehen Sie doch ein, daß Ihnen das Zeugnen gar nichts hilft, das Signalelement stimmt auf's Haar.“

Er nahm ein Papier vom Tisch, blüdete den Gefangenen an und nickte vor sich hin. „Stimmt alles ganz genau: Sucht auf Umwegen eine Hafenstadt zu erreichen. Wohin wollen Sie?“

„Nach Bremen.“ „Und Sie wollen aus Stuttgart kommen? Da führt der Weg nicht hier vorbei.“

„Ich habe einen Umweg genommen.“ antwortete der Gefragte, der immer verwirrt ward. „Sie haben in Jofingen auf dem Bahnhof Kaffee getrunken?“

„Ja das auch verdächtig.“ fragte der Reisende mit einem gewissen Galgenhumor. „Der die Blicke Anderer nicht scheut, wird sicher nicht hier aussteigen, um Kaffee zu trinken. Warum ließen Sie davon als der Wachmeister Ihnen zurief?“

„Weil der Jua im Abgehen war; ich hörte gar nicht, daß er nach mir rief.“ „Und weshalb verbergen Sie Ihre Hände?“ Sie haben Sie während der Fahrt mit der Reisedecke bedeckt und halten sie jetzt wieder auf dem Rücken.“

Der Angeredete wurde dunkelroth. „Es ist so meine Angewohnheit.“ sagte er. „Legen Sie die Hände auf den Tisch!“ gebot der Polizeibeamte. Der junge Mann jogerte.

„Wird es bald?“ rief der Beamte drohend. „Jetzt gebortete er und aus drei Reihen der des Polizeibeamten, des Schreibers und des Wachmeisters, ertönte gleichzeitig ein „Ahi!“ des Staunens, des Schredens, der Ueberraschung. In dem Signalelement hieß es, der Verfolgte habe anfallend kleine weiße Hände, die er aus diesem Grunde in Handschuhchen, die ihm viel zu groß wären, zu verdecken suchte; was nun jetzt zum Vorschein kam, war auch eine Wertwürdigkeit, aber ganz anderer Art. Der blonde, gut gewachsene Mann mit der eleganten Haltung, den blaugrauen Augen, der gebogenen Nase und der Karbe auf der Stirn, genau wie es das Signalelement beschrieb, befah ein Paar Hände von einer schier ungläublichen Länge und Breite.

„Das ist Spiegelschere!“ rief der Wachmeister, „die richtigen Hände stehen darunter, wir werden sie schon zum Vorschein bringen.“

„daß die großen rothen das Eigentum des Herrn Müller, und daß dieser nicht identisch mit dem Raubmörder Zwirner war.“

Jetzt änderte sich die Scene; der Polizeibeamte schalt den Wachmeister einen Tölpel und Hiel und erschöpfte sich in Entschuldigungen gegen den Herrn — mit den großen Händen.

Müller ließ einen Ruf des Unwillens aus. „Also auch hier!“

„Was haben Sie?“ „Große Hände!“ feuzte der junge Mann. Ein seltsames Spiel der Natur hat sie mir verliehen, und sie sind das Unglück meines Lebens. In der Schule hieß ich Müller mit den großen Händen“, auf der Universität trugen sie mir sogar den Spitznamen Crangallang ein; trat ich in einen Laden, um Handschuhe zu kaufen, so lief das Personal zusammen, man lächelte und rief mir, sie anfertigen zu lassen, denn solche Nummer, die ich brauche, führe man nicht. Waete ich mich auf einen Ball, so wollte keine Dame mit Müller mit den großen Händen tanzen, ich kann in keinem Lehramt bleiben, denn die Jungen sehen nicht in ihre Bücher und nicht auf die Karten an der Wand, sondern nur auf meine großen Hände. Drei Körbe habe ich mir gekauft, so fuhr er mit heiferer Stimme fort, „mein Mädchen will ihre Hand in meine große legen; es bist mir auch nichts, daß ich mich gewöhnt habe, sie auf dem Rücken zu verbergen; des Gebrauchs seiner Hände kann der Mensch sich nicht lange enthalten, und sobald ich sie zum Vorschein bringe, heißt es: „der Herr mit den großen Händen.“

„Meine Eltern haben mir ein ansehnliches Vermögen hinterlassen, ich machte es flüssig und wollte auswandern, in Amerika giebt es ja viele Wunderlichkeiten, da achte man vielleicht nicht so auf große Hände. Aber was habe ich auf der Reise ausgehalten. Man harrete meine Hände an wie eine Kuriosität.“

„Zuletzt verbergen Sie sie vor den Augen der Mitreisenden unter dem Plaid!“ schaltete der Beamte ein. „Und stieg nur an solchen Bahnhöfen aus, um etwas zu genießen, wo andere Reisende es nicht thaten. So kam ich auch zu der Tasse Kaffee in Jofingen; sie war entsetzlich. Auch dies danke ich den großen Händen, ihnen mittelbar auch meine Verhaftung.“

„Aber noch mehr die schnelle Ausflucht des Jofingens.“ sagte der Polizeibeamte; „überzeugen Sie sich, das Signalelement des Verbrechers paßt genau auf Ihre Erscheinung, bis auf die großen Hände.“

Herr Müller betrachtete seine Hände mit einer Aufmerksamkeit, als läße er sie heute zum ersten Male. „Sie sind also wirklich zu etwas gut.“ feuzte er; nachdenklich fügte er hinzu: „Man darf nicht undantbar sein, ich erkenne jetzt, daß auch große Hände ihre Vortheile haben können. Das Schiff, das ich benuzen wollte, erreichte ich nicht mehr, so soll es mir ein Fingerzeig sein: ich bleibe im Lande.“

„Und lassen Sie auf, Herr Müller, Sie kriegen doch noch eine Frau, trotz der großen Hände,“ tröstete der Wachmeister. „Wenn Sie aber wieder einen großen Rang zu machen glauben,“ mahnte der Vorgetzte, „so denken Sie zunächst an den Herrn mit den großen Händen.“

Ein Wiedersehen.

Novelle von Paul Vili.

Ein herrlicher Frühlingstag. Im Park des alten Generals war es lebendig und lustig. Dort feierte man den Geburtstag des Hausherrn, und eine glänzende Festversammlung tummelte sich in den breiten, mit gelbem Kies bestreuten Wegen. Die Damen in lichtbeigen büttigen Toiletten, die Herren in Uniform oder im schlichten Frack. Langsam, wie suchend, ging Doktor Waller durch die dichtgedrängten Gruppen lachender und fröhlicher Menschen. Da endlich fand er sie; ganz hinten, fast am Ende des Parkes, stand sie und pflüchte Veilchen.

„Endlich, gnädige Frau! Verzeihen Sie, daß ich nicht längst schon Veranlassung genommen, Sie zu begrüßen.“ Lächelnd sah sie ihn an. Dann sagte sie mit leicht verhehlter Bosheit: „Aber lieber Herr Doktor, weshalb denn die Umstände?“

Er wurde verlegen, er fühlte, daß er roth wurde. Endlich begann er mit unsicherer Stimme: „Ich kam mit einer mir befreundeten Familie hierher, ich hatte wirklich keine Ahnung, daß ich Sie, gnädige Frau, hier treffen würde.“

Sie schwiegen und roch an den Veilchen. „Ich glaubte, Sie würden erst zum Herbst wiederkommen, gnädige Frau.“ Sie nickte. „Geplant war's auch so, aber ich habe mich eben anders besonnen — na und nun bin ich da, und so haben wir uns denn ohne unser Zuthun wiedergeteilt.“ Lächelnd sah sie ihn an.

„Aber weshalb stehen wir denn so feiß da,“ rief sie lachend, „kommen Sie, dort stehen zwei Sessel!“ Als sie lägen, reichte sie ihm die Hand. „So, nun wollen wir uns erst mal gegen den Tag fügen, wie sich das für so gute alte Freunde geziemt.“

„Leberglücklich lächelte er die seine schmale Hand.“ „Und nun, lieber Doktor, sagen Sie mir, wie ist es Ihnen ergangen in den fünf Jahren, seit wir uns nicht gesehen haben?“

Er lächelte und antwortete dann voll Sarkasmus: „Nun, wie es einem einsamen Junggesellen eben ergehen kann.“

Sie nickte — „Wir waren damals doch recht gute Freunde, nicht wahr?“ „Und wir könnten es doch auch heute noch sein, wenn Sie damals nicht —“ Er jogerte.

„Aber sie erganzte schnell: „Wenn ich damals nicht so eigenstänmig gewesen wäre, nicht wahr, das wollten Sie doch wohl fagen.“ Mit jumentelnden Augen sah sie ihn an.

„Er schwieg jedoch und zog die Stirn in Falten. „Ja, lieber Freund,“ sagte sie lächelnd, „ich wollte eben geberathet sein.“

„Aber damals konnte ich es doch noch nicht! Keine Stellung, kein Einkommen, keine Erfahrung.“

„Ja, ja, aber darunter konnte ich nicht leiden, und darauf konnte ich nicht warten — ein Mädchen darf nie den rechten Augenblick verpassen.“

„Und darum heiratheten Sie den Baron?“ Sie nickte. „Denn er war reich und gab mir eine Stellung in der Gesellschaft.“

„Aber Sie waren doch nicht glücklich!“ „Still davon! Er ist todt! Jetzt bin ich Wittwe und die Besitzerin eines großen Vermögens.“

Er lächelte übermüthig. „Das weiß ich Alles — und da Sie nun so offen zu mir waren, will ich Ihnen auch einmal Etwas verathen.“

„Voller Erwartung sah sie ihn an. „Und wenn ich damals eine Stellung gehabt hätte, ich hätte Sie trotzdem nicht geheirathet.“

„Und warum nicht?“ fragte sie zitternd. „Einfach darum nicht, weil ein Mann mit fünfundsünfzig Jahren noch nicht heirathen soll.“

„Ach, das ist mir neu!“ „Durchaus nicht! Ein Mann, der ein guter Gatte werden will, muß erst Erfahrungen sammeln.“

„Und Sie?“ „Ich fing vor fünf Jahren erst an zu leben.“

Sie zwang sich zu einem Lächeln. „Gott, wie alle Männer!“ Ein Zittern ging durch ihren Körper. „Aber ich denke, Sie liebten mich damals?“

„Er lachte laut auf. „Gewiß liebte ich Sie damals, sehr sogar! Deshalb brachte man aber doch nicht gleich vom Fledweg zu heirathen!“

„Wenigstens sind Sie offen,“ sagte sie kurz. „Er sah dem Spiel zweier Schmetterlinge zu, während sie die Veilchen in nervöser Hast zerplückte. Eine leichte Verstimmung war eingetreten. Endlich fragte er: „Wollen wir uns nicht am Lawn Tennis betheiligen, gnädige Frau?“

„Kurz, fast ichroß antwortete sie: „Danke, jetzt nicht.“ Eine Pause war eingetreten. Endlich fand sie den leichten Ton wieder: „Nun, und Sie — Sie haben sich doch bald getröstet, als ich fort war?“

„O ja, ich kann nicht klagen,“ sagte er etwas brutal. „Jetzt lachte sie laut auf, aber es klang grell und kalt. Dann fragte sie: „Natürlich waren Sie wieder verliebt?“ „Gottlob ja! — öfter sogar, zu meinem Glück.“

„ner von heute lenne!“ — Alle sind sie gleich! Alle sind sie Gossinen!“

„Frau Baronin!“ Er stand auf. „Wohin, Herr Doktor! Und gerade Ihnen sage ich das, weil ich Ihnen damals näher stand, näher als Sie es ahnen.“

„Schweigend sah er sie an. „Jetzt kann ich Ihnen das sagen, denn jetzt ist Alles zwischen uns aus.“

„Nein, Baronin!“ rief er leidenschaftlich, „nein, noch ist es nicht zu spät! Und wenn Sie mir jetzt auch ein bitterböses Gesicht machen, und wenn Sie sich noch so verstellen, ich sehe es Ihnen an, daß Sie nicht so sprechen wie Sie denken!“

„Purpurübergeflornt hand sie da und senkte den Blick, während er fortfuhr: „Nun, ich sehe es Ihnen an, daß Sie auch jetzt noch Etwas für mich empfinden.“

„Oh, Herr Doktor, Sie bilden sich da Etwas ein...“ „Aber er ließ sie nicht ausreden. „Gewiß, es ist wie ich sagte, auch jetzt noch nehme ich einen Platz ein in Ihrem Herzen!“ Sie haben ja ganz Recht, wenn Sie mir Vorwürfe machen, gewiß, ich bin damals ein stotter lustiger Kerl gewesen, vielleicht zu lustig, zugegeben, ja, aber deshalb orauchen Sie mich doch nicht gleich in Akt und Bann zu thun, im Gegentheil, Sie sollten auf die gute Stimme hören, die in Ihnen redet.“

„Und was glauben Sie, daß diese gute Stimme spricht?“ fragte sie lächelnd. „Zu meinen Gunsten spricht sie! Sie sagt, daß Sie mir verzeihen wollen. Oder habe ich Unrecht?“

Sie antwortete nichts, sondern lächelte nur. „Da aber hielt es ihn nicht mehr länger zurück, er ergriff ihre beiden Hände, küßte sie heiß und innig und sagte mit zitternder Stimme: „Ich hab' Dich ja wirklich lieb, sehr, sehr lieb!“

„Und da antwortete sie ganz leise: „Eiüber, der Du warst, ich will Dir verzeihen, wenn Du gelobst...“

„Alles, Alles gelobe ich Dir!“ jubelte er laut auf. Dann nahm er sie in seine Arme und gab ihr den ersten Kuß.

Der älteste lebende Niedercomponist.

Am fünfzehnten April d. J. beging der Tonidichter Wilhelm Heiser in Berlin die Feier seines achtzigsten Geburtstages. Er ist einer der wenigen noch unter uns lebenden Meister der „alten Schule“. Der Beginn seiner musikalischen Laufbahn reicht zurück in die Zeit, zu welcher Jelter und Grel den damaligen „kleinen Kapellenscher“, Friedrich Wilhelm's III. Schöpfung leiteten, der aus sechs Männern und sechs Knaben bestand. Die Singakademie war damals die Uebungsstätte dieses Chors, in den Heiser schon als zwölfjähriger Knabe seiner schönen Sopranstimme wegen aufgenommen wurde, während er gleichzeitig als „Chornote“ in der Königlichen Oper figurirte.

Waren ihm die Genannten treffliche Lehrer, unter denen sich kein ausgezeichnetes Talent bildete, so führte ihn seine Reizung später ganz auf die Bühnentraße, nachdem schon ein erster öffentlicher Versuch — die Partie eines der drei Genien in der „Zauberflöte“, welche 1830 verführerische von Knaben in der Berliner Oper gesungen wurden, außerordentlich gut gelungen war.

Einige Jahre war Heiser erster Tenor an den Hoftheatern in Schwerin und Sondershausen. Später wendete er sich — zugleich als Gesangslehrer thätig — der Niedercomponistik zu und fand sich erst darin in seinem eigentlichen Beruf. Von 1853 bis 1867 Musikdirektor des Garde-Jäger-Regiments in Berlin, zugleich Leiter des Garnison-Kirchenchors, entfaltete Heiser eine ungemein produktive und glückliche Thätigkeit in seinen Compositionen für ein wie mehrstimmigen Gesang, von denen mehrere zu echten Volksliedern wurden. Aber kennt nicht sein Lied: „Nicht im Herbst die Lerche fort?“ Eine seiner populärsten Schöpfungen ist „Das Heidegrab“, weit über Deutschlands Grenzen hinaus bekannt und auch in andere Sprachen übersezt. In Hunderttausenden von Exemplaren hat sein Lied: „Nur einmal blüht im Jahr der Mai!“ Verbreitung gefunden, in den weitesten Kreisen ist ferner seine Composition des Albert Trägerschen Liedes: „Wenn Du noch eine Mutter hast!“ bekannt geworden.

Und noch heute ist der Rimmermüde, seinem Alter zum Trost, an der Arbeit, neue Lieder zu schaffen. Schon der frühe Morgen findet den alten Herrn in dem von ihm bewohnten Hause in dem freundlicher Garten umrahmt, auf dem Plan. Durch ein äußerst regelmäßiges Leben hat Heiser sich bis auf den heutigen Tag die volle Gesundheit des Körpers und jene Frische des Geistes gemahrt, die ihn noch immer zu neuem Schaffen befähigen. In allerhöchster Zeit werden zehn neue Lieder des Achtzigjährigen, die bereits dreizehn vorliegen, erscheinen.

Entant terrible.

Lehrer: „Welcher Trost bleibt uns fets, wenn wir Kummer haben, Franz?“ Franz (schweigend).

Lehrer: „Nun, was thut Dein Vater, wenn er Kummer hat?“ Franz: „Er trinkt einen Kummel mit Bittern.“